

3. Stadtplanung als gewachsene Disziplin einer *Fuzzy Community*

Als sich im 19. Jahrhundert mit der Industrialisierung und Verstädterung das Gesicht der Gesellschaften in Europa und Amerika veränderte, zwangen Verelendungsprozesse im Zuge stetig steigender Urbanisierung zu neuen Techniken im Umgang mit dem Beziehungsgeflecht Stadt. Seuchenbekämpfung und Hygiene waren frühe Leitmotive einer Bewegung, die nach sozialen Reformen, technischen Infrastrukturen und der Steuerung städtischer Entwicklungen verlangte (Rüthers 2018). Im historischen Vergleich gesehen ist die Stadtplanung eine noch recht junge Disziplin. Erst ab der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts etablierte sich zusehends im Windschatten der Architektur und des Urbanismus ab dem 19. Jahrhundert die Stadtplanung zu einer eigenständigen Disziplin mit eigenen Aufgabenstellungen und Methoden. Die Etablierung der Stadtplanung und des Städtebaus als eigenständige Disziplin mit dem Anspruch der Planung, Steuerung und Verwaltung städtischer und räumlicher Entwicklungen ging mit der Emanzipation von der Architektur einher, die bis dahin die Aufgabe der Gestaltung von Räumen für sich beanspruchte (Farías 2020) und bis in die Neuzeit hinein von Baumeistern ausgeübt wurde. Dabei etablierte sich ein Planungsverständnis, welches anfangs stark strukturalistisch geprägt war. Stadtplanung war somit zu einem rationalen Unterfangen geworden, welches den Ausbau von Infrastrukturen und eines zonierten, aufeinander abgestimmten funktionalen Systems aus Wohnen, Arbeiten, Erholung und Verkehr forcierte und zugleich ein »biopolitisches Projekt«, bedacht mit der »Sicherung der Lebensbedingungen einer großen, unüberschaubaren und zunehmend unregierbaren Population« (Farías 2020: 174). Im Zuge der Herausbildung eines darauf antwortenden Urbanismus als Städtebaukunst und raumbildende Regierungstechnik Ende des 19. Jahrhunderts festigte sich die Stadtplanung bis Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer eigenständigen Disziplin (Levin-Keitel, Othengrafen, Behrend 2019; Farías 2020) mit eigenständigen Institutionen. Bevor sich Stadtplanung institutionell emanzipiert hatte, war die Gestaltung und Strukturierung von Städten Teilaufgabe anderer Professionen, vor allem der Architektur und (Kolonial-)Verwaltung.

Die Bezüge, aus denen die Disziplin hervorgegangen ist, variieren geografisch. Aus ihnen ergeben sich gewisse Kontinuitäten und lokale Unterschiede. Der Ursprung der Stadtplanung ist dabei nicht in Europa oder den zunehmend industrialisierten Gesellschaften des Nordens und Westens allein zu verorten. So transformierten die Kolonialverwaltungen die kolonialisierten Gesellschaften zu einem Experimentierraum zur Formulierung und Anwendung moderner architektonischer und stadtplanerischer Konzepte. So ging beispielsweise Stadtplanung in postkolonialen Gesellschaften wie in Lagos aus kolonialen Verwaltungsstrukturen, aus ihren Institutionen und in Bezug darauf hervor (Obeng-Odoom 2015; Rukmana 2020). Die kolonialen Praktiken und Konzepte der Organisation von Städten formten Ungleichheitsstrukturen mit, wie Planerin Lindsay Sawyer betont:

»Ways of practice and understanding have often been inherited from colonial planning practices, continuing the application of concepts that were conceived elsewhere and are inappropriate to urban African contexts« (Sawyer 2016: 136).

Die Herausbildungen vor allem nationalstaatlich verfasster Planungsdisziplinen und -institutionen unterschieden sich also in den historischen und lokalen Bedingungen, unter denen sie entstanden. So wurde 1917 in den USA das American City Planning Institute (Vorläufer des heutigen APA von 1978) gegründet und an der Harvard University das erste US-amerikanische Programm aufgelegt. In Nigeria wiederum ging nach dessen Unabhängigkeit aus der britischen Kolonialherrschaft 1960 die erste nationale Ausbildung an Hochschule von Planerinnen am Technical College Ibadan im Jahr 1962 der Gründung des Nigerian Institute of Town Planners 1966 voraus (Oyenese/Adeniji 1988). Die junge Disziplin, die in der städtischen Verwaltung als etabliert zu betrachten ist, steht im privaten Sektor jedoch weiterhin im Windschatten der Architektur.

Das erklärt sich aus der Nähe zu anderen gestaltenden wie raumanalytischen Disziplinen und Raumwissenschaften und eben zur Architektur, die die Gestaltung von (städtischen und nicht-städtischen) Landschaften als eine ihrer Teilaufgaben betrachten konnte. Nicht zuletzt sorgte für mich als Außenstehender zu Beginn der Forschung für Verwirrung, dass Stadtplanung in Deutschland einerseits eine eigenständige Disziplin und Berufsbezeichnung ist und andererseits zugleich gelistet ist als eine Fachrichtung der Architektur. Zusätzlich fällt die Zahl von knapp 7.000 Stadtplanerinnen deutschlandweit angesichts der 129.000 eingetragenen Architektinnen (BAK 2020) relativ klein aus. Die fachliche wie institutionelle Nähe und entsprechende Überlappungen äußern sich darin, dass viele Planerinnen und vor allem Gestalterinnen aus der Architektur kommen, dass die berufsständische Organisation von Stadtplanerinnen in Deutschland beispielsweise über die Architektenkammern geregelt wird und die Vergütung sich an der von Architektinnen und Ingenieurinnen orientiert. Üblich ist es daher weiterhin, dass sich große, etablierte Architekturbüros auch an städtebaulichen Wettbewerben beteiligen oder

eine eigene Abteilung für Masterplanung oder städtebauliche Gestaltungen eingerichtet haben (SOM, Gehl Architects, Zaha Hadid Architects, Archigram, Robert Neun und viele mehr, um nur einige bekanntere zu nennen). Aus den unterschiedlichen institutionellen Hintergründen ergeben sich unterschiedliche Handlungslogiken. So ist Stadtplanung zum einen institutionalisierter Teil staatlicher und städtischer Regierung und Verwaltung und zum anderen ein Tätigkeitsfeld des privaten Sektors (vgl. Frey 2007).

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist Stadtplanung, wobei genauer gesagt, die Planerinnen als eine Gemeinschaft gemeinsamer Praktiken gefasst werden. Aber als solche ist sie geradezu eine *Fuzzy Community*, da Stadtplanung ein überaus breites, dynamisches und schließlich nicht-abgeschlossenes Gefüge von Beziehungen, Aufgaben und Tätigkeiten bildet. Es besteht aus und grenzt an Struktur- und Gestaltungsplanung, Stadtentwicklung, Städtebau, Landschaftsplanung, Stadtgestaltung, Architektur und städtebauliche/r Planung (Netsch 2015). Leonhard Schenk, Professor für Städtebau und Entwerfen, definiert Stadtplanung als das

»Bemühen um eine den menschlichen Bedürfnissen entsprechende Ordnung des räumlichen Zusammenlebens – auf der Ebene der Stadt oder der Gemeinde [Albers: 1988]. Dieses Bemühen umfasst die sozialen, wirtschaftlichen und umweltschützenden Aspekte, den Ausgleich zwischen öffentlichen und privaten Belangen und auch die städtebaulichen Aspekte wie Entwicklung, baukulturelle Erhaltung und Weiterentwicklung der städtebaulichen Gestalt und des Orts- und Landschaftsbildes. Während der Begriff ›Stadtplanung‹ mehr auf die vorausschauende Stadtentwicklung und deren Verankerung in der Gesellschaft zielt, geht es beim Städtebau um die konkrete gestalterische, baulich-räumliche Organisation: Der Städtebau hat also die Aufgabe, physische Identität und einprägsame Orte zu schaffen.« (Schenk 2018: 11)

Ziel ist die Steuerung gesellschaftlichen Zusammenlebens über das Ordnen räumlicher (und damit sozialer) Strukturen.

Die Methoden und Werkzeuge, die in der Planung zum Einsatz kommen, sind nicht ein Abbild der technologischen Möglichkeiten, sondern maßgeblich vom Verständnis der Rollen und Aufgaben der Stadtplanung geprägt. Planungsverständnisse und daran geknüpfte Methoden unterliegen Aushandlungen und sind zuweilen deutlich umkämpft. Modernistische Planungsverständnisse, so die Kritik der New Yorker Planungstheoretikerin Jane Jacobs (1961)¹, seien unfähig die Stadt als komplexes Abhängigkeitsgefüge zu betrachten, Planerinnen – so Jacobs – »instead of operating deductively, should go from the particulars to the generals to seek

1 Damals verkörpert durch den in New York übermächtigen Stadtplaner Robert Moses zu dessen Gegenspielerin Jane Jacobs wurde.

for ›unaverage‹ clues.« (zit.n. Castillo Ulluo 2016: 266) In Deutschland haben sich Planerinnen seit den 1970er Jahren von einem strukturalistischen Verständnis der Planung als rationales Unterfangen ab- und einem Ideal von Planung als kommunikativem Prozess zugewandt (Selle 1992), »welcher der Planung die Rolle als ›intermediäre Instanz‹ zwischen Ökonomie, Politik und Zivilgesellschaft zuweist.« (Lange/Müller 2016: 14) Diese Art der kommunikativen Planung in der raumbezogenen Planung und Politik hat spätestens seit den 1980er Jahren in vielen Teilen der Welt einen Aufschwung erlebt (Hamedinger 2020) und konkurriert seither mit rationalistischen, strukturalistischen Planungsverständnissen. Planerinnen analysieren einen Ort und entwerfen für ihn eine Zukunft, sie stehen mit unterschiedlichen Akteuren, Klienten und der Öffentlichkeit im Austausch, sie verhandeln und kommunizieren, sie beraten, verwalten und koordinieren. Diese Berufsgruppe auf eine einzig bestimmte und verbindende Tätigkeit eingrenzen zu wollen, scheint zum Scheitern verurteilt, da ihr eine Vielzahl unterschiedlicher Aufgaben zukommt, die sie je nach Spezialisierung, Ausrichtung und Position ausführt.

3.1 Planung als Figuration

Es wird wichtig sein, die Bedingungen und Kontexte der Planung zu verstehen, um Unterschieden und Gemeinsamkeiten im Tun der Planerinnen über die Orte hinweg Bedeutung beizumessen.

Um zu ergründen, wie sich Akteurinnen der Planung zueinander in Beziehung setzen und welche räumlichen wie sozialen Abhängigkeitsgefüge entstehen, greife ich auf den Figurationsbegriff von Norbert Elias (1969, 1970, 1983) zurück. Figurationen bezeichnet die Gefüge wechselseitig abhängiger Menschen, deren Beziehungen zueinander von ungleichen labilen und stabilisierten Machtbalancen geprägt ist. Aus diesen variierenden wechselseitigen Abhängigkeiten (Interdependenzen) der Akteurinnen innerhalb des Gefüges ergeben sich Möglichkeiten und Zwänge für das Handeln Einzelner. Die auf diese Weise interdependenten Menschengruppen können unterschiedlich groß sein. Es kann sich um kleine Gruppen handeln, beispielsweise zwei Fußballteams während eines Spiels auf dem Fußballplatz oder das Projektteam eines Planungsbüros, oder ganze Gesellschaften umfassen (vgl. Elias 2014 [1970]: 92ff., 155). Der Soziologe Hubert Knoblauch erkennt, dass Elias den Figurationsbegriff von Anfang an als skalenübergreifendes Konzept anlegt, da dieser

»die Interdependenz von Beziehungen in den Mittelpunkt stellt; er ist also explizit relational in einer Weise, die nicht a priori verschiedene Ebenen wie ›Makro‹, ›Meso‹ oder ›Mikro‹ trennt. Außerdem ist Figuration nicht nur ein institutionel-

les Phänomen (Soziogenese), sondern betrifft auch die einzelnen Akteure selbst (Psychogenese).« (Knoblauch et al. 2021)

Wichtig ist, dass die Figurationen aus den Beziehungen und Positionierungen der Menschen hervorgehen und sie strukturierend auf den Umgang miteinander wirken. Sie sind Ausdruck dessen, wie sich Menschen zu Gruppen zusammenfügen. Stadtplanung kann als ebensolche Figuration betrachtet werden, über welche sich unterschiedliche Akteurinnen in Beziehung setzen. Mit Figurationen werden die komplexen Beziehungsgefüge der digitalen Stadtplanung eingefangen, die sich zwischen individuellen und kollektiven Akteurinnen, zwischen Auftraggeberinnen und Projektteam, zwischen unterschiedlichen Statusgruppen und Tätigkeiten, öffentlichen und privaten Akteurinnen, Softwareentwicklerinnen und Anwenderinnen ergeben – sei es in Form von Zusammenarbeit, Wettstreit, Dienstleistung, Hilfestellung und vielem mehr. Aber lassen sich die diversen Realitäten von langjährigen Chefplanerinnen, von Stadtgestalterinnen und Strukturplanerinnen in Ämtern oder privaten Büros in Berlin, New York, Lagos und Frankfurt vergleichen und zusammenbringen? Über die Betrachtung der situierten und digitalen Planungspraktiken der Planerinnen, sollen die Beziehungsgefüge nachgezeichnet werden, die in diesen Praktiken relevant (gemacht) werden. Das kommt meinem Bestreben entgegen, aus den qualitativen Daten und Beobachtungsmethoden auf Zusammenhänge zwischen unterschiedlichen Akteurinnen eines Feldes zu schließen. Aus den Beobachtungen des Arbeitsalltags der Planerinnen heraus sollen die Begriffe Raum, Stadtplanung und schließlich Digitalisierung theoretisch relationiert werden. Ziel ist es, diese in ihren Doppelbeziehungen zueinander zu begreifen und zugleich durch den Blick auf die Praktiken der Planerinnen die Körperlichkeit und Materialität der sozialen und räumlichen Beziehungen zu betonen.

3.2 Konstrukteurinnen von (Plan-)Räumen

Planerinnen sind die professionellen Konstrukteurinnen von Räumen. Kevin Lynch spricht bei ihnen von »Bearbeitern« der physischen Umwelt (Lynch 1965: 17). Sie nehmen Räume nicht nur wahr und eignen sich diese im alltäglichen Handeln an, wie alle anderen auch, sie sind darüber hinaus auch Teil der Kraft, die Visionen für zukünftiges Zusammenleben in einer räumlichen Anordnung der Dinge und Menschen formuliert. Was ihre Ziele sind, unterliegt den Aushandlungen der Planungswissenschaften, Politik und den Planungsakteurinnen selbst. Die konkreten Aufgaben der Planung sind vielfältig. So unterscheiden sich stadtplanerische und städtebauliche Ansätze. Stadtplanung orientiert sich »an der Entwicklung sowohl der räumlichen als auch der sozialen Strukturen der Stadt« (Netsch 2015: 11) bezüglich nachhaltiger Bodennutzung, Organisation nach sozialen, wirtschaftlichen,

ökologischen Belangen und vielem mehr. Dahingegen liegt die Aufgabe des Städtebaus in der

»Gestaltung von zusammenhängenden Gefügen – von Gebäuden, Quartieren oder ganzen Siedlungen [...]. Besonders die Gestaltung des öffentlichen Raums durch beispielsweise Straßen, Plätze oder Parks stellt in Verbindung mit der baulichen Entwicklung eine wichtige Aufgabe des Städtebaus dar.« (Ebd.)

Das Verständnis der Planerinnen von Stadt und Ort ist zentral, um diese zu planen. Sicherlich sind Arbeiten zu Planungstheorien (Healey 2015) oder zur Planung in ihren Governancestrukturen (Söderström 2018) wichtige Inputs zur Einordnung von Planungshandeln. In diesem Buch sollen nun explizit die konkret beobachtbaren Planungspraxen interessieren. Wie verschaffen sich Planerinnen ein Verständnis von Räumen und fügen Informationen, Dinge und Menschen zu einem sinnhaften Ganzen zusammen? Nicht nur navigieren sie durch Orte in ihrem Alltag wie andere Menschen auch, sondern analysieren, verstehen und entwerfen als Teil und Aufgabe ihrer professionellen Arbeit Visionen gebauter Zukünfte und räumlicher Anordnungen. Aus raumsoziologischer Perspektive ist daher die Beschäftigung mit Planung von augenscheinlichem Interesse. In der planerischen Praxis verbinden sich alle drei Prozesse, die der Vorstellung Henri Lefebvres von gesellschaftlicher Raumproduktion nach miteinander verbunden sind und sich einander in dialektischer Weise bedingen. Unterteilen lässt sich der Produktionsprozess anhand dreier Raumformen: Der *espace perçu* (wahrgenommener Raum) ist das Produkt von Raumpraxen, er verweist auf die materialisierten wie atmosphärischen erfahrbaren Räume. Der *espace conçu* ist der geplante und entworfene Raum beispielsweise von Stadtplanerinnen, Politikerinnen und Wissenschaftlerinnen. Mittels Plänen, Diskursen, Zeichen, Visualisierungen und Karten werden hier die (ideologisch und politisch durchdrungenen) Repräsentationen von Räumen erstellt. Der *espace vécu*, der erlebte und gelebte Raum als Repräsentationsraum, geht als Ergebnis aus den sozialen Beziehungen der Bewohnerinnen und Nutzerinnen hervor (Lefebvre 1991 [1974]; Hofmann/Schreiber 2015: 14). Wissen, Diskurs und Praktiken verschränken und materialisieren sich in der gemachten, erfahrenen und repräsentierten Welt. Räume sind Struktur und Produkt von Praktiken gleichermaßen. Planerinnen, anders als die meisten Anderen, sind auch an der Produktion geplanter und entworfener Räume beteiligt, wobei auch Planungspraxis alle drei Prozesse gleichsam vollzieht, wie Ignacio Castillo Ulloa herausstellt:

»[...] planning focuses on the ›spaces of representation‹ [*espace vécu*, MS] and not on the mere ›representation of space‹ [*espace conçu*, MS] – which, for Lefebvre (1991 [1974]: 45), is a mixture of knowledge and ideology – and that planners become ›thinkers of dwelling‹ paying closer attention to the ›spatial practices‹ [*espace conçu*, MS] that join together ›daily reality (daily routine) and urban reality

(the routes and networks which link up the places set aside for work, private life and leisure)« (Lefebvre, 1991 [1974]: 38).« (Castillo Ulloa 2016: 263)

Für Lefebvre sind es die Planerinnen, die Räume konzipieren und mit technokratischer und ingenieurshafter Gewissenhaftigkeit nach den Vorgaben von Kapital, Staat und Bürgertum unterteilen.

»[I]t is a central factor within the production of space and materialises, for example, in physical landmarks (monuments, towers), in traditional (factories) and contemporary (office complexes) industrial hubs, and in ›bureaucratic and political authoritarianism immanent to a repressive space« (Lefebvre, 1991 [1974]: 49).« (Castillo Ulloa 2016: 263f.)

3.3 Räume

Raumsoziologische Ansätze gründen darauf, dass Räume erst über menschliches Tun geschaffen werden und als zuvorderst soziales Phänomen, als Medium menschlichen Tuns, zu begreifen (Kuhm 2000; Christmann 2016). Auf Grundlage von Martina Löws Raumsoziologie (2001) verstehen sich Räume als relationale Gefüge, die aus der Praxis von sinnhaften Anordnungen sozialer Güter, Menschen und Technologien hervorgehen. Durch das »Platzieren von sozialen Gütern und Menschen bzw. das Positionieren primär symbolischer Markierungen, um Ensembles von Gütern und Menschen als solche kenntlich zu machen (zum Beispiel Ortseingangs- und -ausgangsschilder)« werden sie gleichsam in sinnvoller Weise zu Räumen synthetisiert. Das gilt auch für das »Aufstellen von Waren im Supermarkt, das Sich-Positionieren von Menschen gegenüber anderen Menschen, das Bauen von Häusern [...] [und] das Vernetzen von Computern zu Räumen.« (Löw 2018: 43) Dieser soziologische Raumbegriff ist deshalb relational, weil er nicht vom menschlichen Tun und sozialer Beziehungen getrennt werden kann. Ganz gleich ob Lehrräume, Nationen, Städte, religiöse Stätten und Naherholungsgebiete, Handlungen finden dann nicht lediglich in Räumen statt, die so zu bloßen Containern dieser würden, sondern sie werden durch menschliches Tun hergestellt. Das legt den Fokus auf die Anordnungen platzierter und platzierender Menschen, Dinge und sozialer Güter wie beispielsweise Technologien. Diese Anordnungen basieren auf zwei analytisch zu trennenden sozialen Prozessen: der Syntheseleistung und der Platzierungspraxis. Zugleich treten Räume dem menschlichen Tun als strukturierendes Element und als dessen Resultat im Sinne Giddenscher Dualität von Handeln und Struktur entgegen. Das bedeutet im Umkehrschluss, dass es kaum ein soziales Phänomen gibt, das frei von Raumbezügen ist (Löw 2016).

Dieser relationale Aspekt von Räumen, steckt im Kern auch in Norbert Elias' Figurationsbegriff: »Wenn Menschen um einen Tisch herumsitzen und miteinander Karten spielen, bilden sie eine Figuration. Ihre Handlungen sind interdependent.« (Elias 2014 [1970]: 154) Am Beispiel des Kartenspiels wird deutlich, wie aus der Praxis kartenspielender Menschen (sicherlich auch je nach Kartenspiel und Situation) bestimmte Raumpraktiken und räumlichen Anordnungen (Tische, Stühle, Menschen) einhergehen, in denen sich die Spielerinnen räumlich und sozial positionieren. Norbert Elias' Figurationskonzept und Martin Löws Raumsoziologie (2001) verbindet eine relationale Perspektive auf Gesellschaft mit der Betonung auf die sozialen und räumlichen (und baulichen) Dimensionen. Der Begriff und das Konzept sind hierbei fantastisch geeignet, die sozialen und räumlichen Aspekte als wechselseitig voneinander abhängig und hervorbringend zusammenzudenken. Elias' Denken war dabei mehr als nur raummetaphorisch (s. beispielsweise Elias/Scotson 2002 [1965]); auch wenn er Räume nicht zum Ausgangspunkt seiner soziologischen Betrachtung gemacht hat. In seinem Werk zur »höfischen Gesellschaft« zeigte er, wie sich zur Zeit Louis XIV. der Absolutismus in Frankreich als politische, soziale und architektonisch verfasste Gesellschaft herausbildet und so mit einer (Neu-)Ordnung der baulichen und sozialen Beziehungen einhergeht. In dieser Figuration stiegen im Laufe seiner Herrschaft Versailles und das Schloss zum unangefochtenen Residenz- und Regierungsort einer neuartigen, zentralistisch und absolutistisch organisierten Regierungsform auf. Das Schloss in Versailles sollte als das größte und prächtigste alle anderen Schlösser und Anlagen in Frankreich überstrahlen, während zugleich alle wichtigen Adligen (mehrere Tausend) des Landes ihre eigenen Schlösser zu verlassen hatten, um sich am Hof bei Paris zu konzentrieren und an den neuen Machtgefügen teilzuhaben. Die Menschen und Dinge werden als Akteurinnen und Medien der Macht in interpendente Beziehungen zueinander gesetzt. Die Architektur, die Anordnung der Gebäude, der Zimmer und Gänge des Schlosses waren eng verknüpft mit den sozialen Riten, die der Aufrechterhaltung des Machtgefüges und der Königsposition (und vieler anderer wie Mätressen, Minister, Bedienstete) dienten. Beides, die sozialen wie auch die räumlichen und baulichen Gefüge, wurde mit der Zeit, prozesshaft aufeinander abgestimmt und ausgebaut. Diese Figuration wirkte dabei immer wieder auf die Handlungen, die Praktiken der höfischen Riten und Zeremonien sowie der sozialen Zusammensetzung am Hofe zurück (Elias 1983 [1969]) bis sie irgendwann ihr radikales Ende fanden.

Martina Löw und Hubert Knoblauch eignen sich die Begrifflichkeiten an, um sie durch raumsoziologische und handlungstheoretische Konzepte zu erneuern (Löw/Knoblauch 2017). Diese figurativen Ordnungen, die dabei zum Tragen kommen, strukturieren das räumliche und soziale Handeln.

Räume und die Ordnungen der Städte gehen zu weiten Teilen auf planerische Praktiken zurück. Die Orte des Planens und geplanten Räume gehen aus der Praxis

sinnhafter Anordnungen der Planerinnen hervor. Die Orte des Planens sind jene, die Planerinnen in ihrem Arbeiten und Tun errichten. Das können Arbeitsplätze in Planungsbüros oder Netzwerke sein, Plangebiete oder Besprechungsräume. Geplante und beplante Räume sind jene, die die Planung erschafft, indem sie analysiert, entwirft und visualisiert und durch ihr Tun auf sie einzuwirken versucht. Räume und Orte werden kontextabhängig oder situativ in den Handlungen der Akteurinnen relevant gemacht. Räume werden mit allerlei Vorstellungen verknüpft; darüber wie die Sitzordnungen in einem Klassenzimmer oder einem Großraumbüro angeordnet sein sollten, was in ein Dorf und was in ein Stadtzentrum gehört, mit welchen Funktionen sie belegt sind, was dort geschieht und was nicht.

Nun gibt es nicht das *eine* planungswissenschaftliche Verständnis von Räumen (s. dazu Drasdo 2018). Zwar dominieren disziplinär bedingt durch die Planungspraxis Raumverständnisse, die die physisch-materiellen Dimensionen betonen, doch zirkulieren auch andere, stärker konstruktivistisch geprägte und relationale Betrachtungsweisen, die sozialwissenschaftlichen Ansätzen ähneln. Dennoch greifen Planerinnen, verkürzend gesprochen, zur Konstruktion städtebaulicher oder architektonischer Räume bei Gestaltung und Entwürfen auf geometrische Prinzipien hauptsächlich euklidischer und absoluter Raumkonzeptionen zurück. Dies spiegelt aber nicht den alleinig vorherrschenden Raumbegriff von Planerinnen, die mehr und mehr einem relationalen Raumbegriff folgen (Hilger 2011; Gehl 2015; Drasdo 2018; Koch/Kurath/Mühlebach 2021). Hierdurch entsteht eine spannungsreiche Beziehung in der planerischen Praxis, die zwischen relationalen und ontologischen Aspekten von Räumen wechselt.

Wie sich innerhalb der stadtplanerischen Praxis Sinnzuschreibungen über Orte und Räume überhaupt äußern können, ist gebunden an die (unterschiedlichen) Planungskulturen und Diskurse, die die Grenzen des Zeig-, Sag- und Vorstellbaren definieren. (Neue) Technologien und die gesellschaftliche Verfasstheit prägen immer wieder Visionen von Städten und Räumen. Als historische Zeugen dafür mögen das Aufkommen wissenschaftlicher Methoden und die Geometrie barocker Gärten herhalten, die Diskurse über Kybernetik in der Architektur, die Industrialisierung der Städte im Städtebau der Moderne oder das Internet der Dinge und Smart Cities. Räume sind im soziologischen Sinne als Struktur durch Praxis und einen »Komplex von Relationen« zu denken (vgl. Günzel 2017: 116). Das hilft zu fragen, welche Orte des Planens aus den individuellen und kollektiven Planungspraktiken hervorgehen, aber auch, wie Orte analysiert, verstanden und entworfen werden bzw. welche (Plan-)Räume dabei entstehen. In diesem Buch werden die sozioräumlichen Anordnungen untersucht, die sich aus den digitalen Praktiken ergeben, und der Frage nachgegangen, inwieweit sich auch diese Figuration(en) in die Weisen digitaler Planungspraktiken einschreiben.

3.4 Planung als Kultur des Tuns

Mit der Zielstellung, Räume zu analysieren und zu ordnen, haben Planerinnen gegenüber anderen (Berufs-)Gruppen also etwas Besonderes. Sie erleben und nehmen Räume wahr und sind darüber hinaus auch Mitgestalterinnen, die Einfluss auf räumliche (An)Ordnungen und Entwicklungen nehmen (Lefebvre (1991 [1974]: 45). In der Planung wurden dazu Methoden entwickelt und angewandt, in der Werkzeuge zum Einsatz kommen. Planerinnen notieren sich Eindrücke auf Formularen, skizzieren auf Papier, zeichnen Pläne in Zeichenprogrammen und diskutieren Entwurfsideen an Modellen. Die Dinge, die sie dafür nutzen und die so zu dem werden, was ich hier Werkzeuge nenne, haben einen Anteil daran, wie Planerinnen etwas tun (können). Dazu zählen das Klemmbrett ebenso wie komplexe Geoinformationssysteme.

Planung verstehen die Ethnologen Jan Lange und Jonas Müller »zunächst als Assemblage von Aktivitäten, Instrumenten, Ideologien, Modellen und Regeln mit dem Ziel, Gesellschaft durch soziale und räumliche Techniken zu ordnen.« (Lange/Müller 2016: 16) Die dominierende strukturalistisch geprägte Assemblage mit einem stark regulierendem Planungsverständnis, hierarchischen Beziehungen und einer Top-Down-Kommunikation wurde ab den 1960er-Jahren zunehmend durch ein Planungsverständnis in Bedrängnis gebracht, welches die kommunikativen Aspekte hervorhebt und vermittelnd zwischen Akteurinnen aus Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Politik zu wirken versucht. Der Planung kommt die Rolle einer »intermediäre[n] Instanz« (Lange/Müller 2016: 14) mit vermittelnden Aufgaben und Kommunikationsformen zu.

Der Planungswissenschaftler Mario Reimer schreibt über das Verhältnis von Planung und Kultur und greift auf den Begriff der »Kultur ›in Aktion‹« zurück. Dies sei »wörtlich zu verstehen, denn es sind die Aktionen im Sinne eingelebter Umgangsweisen und regelmäßiger Praktiken der Gesellschaftsmitglieder, die zu dem zentralen Bezugspunkt von Kulturanalysen avancieren.« (Reimer 2016: 30) Hierzu baue ich auf einen weitgefassten Kulturbegriff auf, wie er in einer empirischen Kulturwissenschaft benutzt wird und auf der anglo-amerikanischen Tradition der *Cultural Anthropology* gründet. Kultur beschränkt sich dabei nicht auf eine gesetzte ethnisch-territorial bzw. rein geografisch begründete Kulturdefinition. Mit Kultur sind Weisen und Arten des Tuns gemeint, also feldspezifische und gruppenbildende und damit letztlich figurative Praktiken und Techniken. Es ist ein Blick auf die Kultur des planerischen Tuns, der Riten und teils ungesagten Kodizes, die sich in das planerische Wissen praktisch sedimentiert haben. Das schließt das Wissen mit ein, wie die (digitalen) Werkzeuge zu steuern, deren Prozesse zu leiten und Resultate zu verstehen sind. Die Weisen planerischen Verstehens und Wissens können so verstanden werden als die Erzeugnisse sozialer Handlungen, die durch Sprach-,

Körper und Artefaktgebrauch in Planungspraxen und -prozessen vermittelt und verarbeitet werden.

3.5 Die Macht der Werkzeuge und Soziotechniken

Damit Digitalisierung nicht als Entität und äußerer Faktor dem Menschen entgegentritt, soll sie konsequent aus der Praxisperspektive heraus verstanden werden. Dazu untersuche ich digitalisierte Praktiken und greife auf einen breiten kulturwissenschaftlichen (Beck 1997; Banse/Grunwald 2010) und techniksoziologischen (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002; Häußling 2014) Technikbegriff zurück. Technologien sind im (kultur-)anthropologischen Sinne Werkzeuge, mit denen Menschen Aufgaben und Dinge verrichten. Als Soziotechniken, die eng daran geknüpft sind, verstehen sich die kulturellen Ausformungen dessen, was aus der Anwendung der Techniken heraus erwächst (vgl. Rammert/Schulz-Schaeffer 2002: 7). Daran knüpfe ich einen ebenso relationalen Werkzeugbegriff. Was ein Werkzeug ist, ergibt sich nicht so sehr aus der materiellen Gegebenheit eines Objektes, sondern aus dessen Gebrauch. Der Begriff der Soziotechniken betont also die Kultur um den Werkzeuggebrauch, als die Art und Weise, *wie* diese Werkzeuge in Praktiken eingebunden werden. Stift und Papier können wie computergestützte Designsoftware und die menschliche Stimme auch Werkzeuge sein, die es kontextabhängig und situativ in einer bestimmten Weise einzusetzen gilt. Als kulturell-historisch gewachsene Artefakte (Beck 1997; Suchmann 2000) sind Werkzeuge politisch aufgeladen und Medium von Machtpraktiken (Winner 1985). Das gilt gleichermaßen für digitale Systeme, ihre Maschinen sowie für analoge Werkzeuge. Mit digitalen technischen Systemen werden die elektronischen Technologien benannt, die auf Grundlage digitaler Operationslogiken arbeiten.

In technischen Artefakten wie Brücken, Kabel und digitale Datenbanken sind auch politische Praxis eingelassen, die sie nutzen, erhalten oder vernachlässigen. Als solche Artefakte von Politik können Praktiken und bestimmte Weisen fördern oder sich als Hemmnis darstellen. Wie auch anhand der digitalen Werkzeuge in der Planung zu zeigen gilt, sind die räumliche und soziale Verteilung und Zugänglichkeit entscheidend dafür, welche Soziotechniken ermöglicht werden und welche nicht. Nicht nur entlang physischer Anordnungen von Technologien werden Politiken etabliert. Technologien und Infrastrukturen sind Medium von Politik: Berühmt ist Langdon Winner's (1985) Beschreibung dessen, inwieweit Brückensysteme auf Long Island – einer Landzunge vor New York und beliebten Ausflugsziel der New Yorker Oberschicht – als soziotechnisches System Ausschlüsse produzierten und Ausdruck rassistischer Infrastrukturierungen war. Die Brücken waren an etlichen Straßenzugängen so niedrig geplant und gebaut worden, dass größere Fahrzeuge wie Busse nicht hindurchkommen. Das sei kein Fehler gewesen, sondern geplant

mit der Absicht, dass vor allem jene, die nicht auf öffentliche Verkehrsmittel verzichten können – also die arme und darunter überwiegend schwarze Stadtbevölkerung – von spontanen Reiseunternehmungen auf die beliebte ländliche Halbinsel ausgeschlossen würden. Die Tunnel als Medium und Artefakt einer rassistischen Planungspolitik ermöglichen die ungleiche Verteilung von Soziotechniken des Verkehrs. An diesem Beispiel zeigt sich einerseits, wie sehr auch Planung ideologisch aufgeladen und nicht wertfrei plant, und raumbildende Effekte hat: Die eines weißen Long Islands. Die niedrigen Brücken sind als (raumbildende) Artefakte eines soziotechnischen Systems und Ausdruck einer komplexen und ausgrenzenden Raumordnungsplanung.

Infrastrukturen sind so auch Werkzeuge der Macht, die in Kombination mit ihren Nutzungen, durchzogen von Ideen und Sichtweisen an teils ganz spezifische Welt- und Raumverständnisse gebunden sind. Wer wohnt wo, wie bewegen sich bestimmte Gruppen, wer braucht was, welche Funktionen haben Orte und wie sollen diese räumlich verteilt sein? Das sind alles relevante Fragen in der Planung. Dadurch, dass Technologien und Soziotechniken Produkt gesellschaftlicher Aushandlungen sind und in ihrer Nutzung gesellschaftliche Wirksamkeit entfalten, geraten sie in den Fokus soziologischen Interesses (vgl. Krotz/Hepp 2013; Knoblauch 2013). Es gilt daher aufmerksam zu sein gegenüber Machtaspekten in der Planung und ihren Werkzeugen und wie Macht und Handlungen durch Werkzeuge und Soziotechniken verteilt werden. Rammert und Schulze-Schaeffer sprechen von verteilten Handlungsträgerschaften (Rammert/Schulze-Schaeffer 2002; Rammert 2006, 2016).² In Akteurs-Netzwerk Theorien (ANT) wird auch von Aktanten gesprochen, also nicht-menschlichen oder abstrakten Dingen, die in einem interaktiven Handlungszusammenhang gewissermaßen mitagieren. Macht versteht sich nicht als etwas Absolutes, das besessen werden kann, sondern als eine relationale Kategorie, bei der Maschinen, Dinge und Werkzeuge als »Machtmittel« zur Relationierung

2 Um dieses Konzept zu erklären, bemühen Rammert und Schulze-Schaeffer das Beispiel des Fliegens eines Flugzeuges: Wer fliegt da eigentlich – ist es die Pilotin, die Fluggesellschaft oder die Maschine? Nun ist die Antwort richtig, »der menschliche Pilot ist der Akteur. [Aber] [e]benso richtig ist die Antwort: »Die Fluggesellschaft oder der Reiseveranstalter ist der Akteur.« [...] Handlungen sind nicht singuläre Akte, sondern sie verteilen sich auf viele Aktivitäten. Diese sind sowohl beobachtbare Ereignisse wie das Bedienen des Steuerknüppels, das Funken von Positionssignalen, das Buchen am Computer und das Mieten von Slots auf Flugplätzen usw. als auch Zurechnungen von Wirksamkeit und Bedeutung für das Fliegen der Touristen. Handeln ist verteilt auf viele Aktivitäten und Instanzen und emergiert aus dem Gesamtzusammenhang der Interaktivitäten.« (Rammert/Schulz-Schaeffer 2002: 42) Dieses Beispiel führen sie weiter aus, indem sie darauf verweisen, dass für den Transport der Touristen die Maschinenteile des Flugzeugs, die Software, der Auto-Pilot, die einstudierten Eingriffe der Piloten in automatisierte Abläufe und vieles mehr dafür sorgen, dass die Handlungsketten erfolgreich miteinander zu einem Flug verbunden werden können.

und Ausübung von Macht dienen. Da Werkzeuge an bestimmte Weisen des Gebrauchs geknüpft sind, die Konventionen folgen, sind sie ein Medium von Macht(-handeln). Als solche sind auch die Konventionen nicht unveränderlich. Techniken können abgewandelt und Werkzeuge »zweckentfremdet« werden oder sie ergeben nur im Rahmen einer bestimmten Figuration einen Sinn, wie dies am Beispiel von Drohnen im Vergleich lokaler Figurationen zwischen New York und Lagos herausgestellt wird (Kap. B: 2).

Planerische Werkzeuge, seien es Karte, Computerprogramme, Programmiersprachen, Tusche und Papier sind geknüpft an die Ausführung bestimmter Praktiken auf bestimmte Weisen. Erst dadurch, dass sie genutzt und verwendet werden, werden sie zu Werkzeugen und bringen zugleich in ihrer Anwendung bestimmte Praktiken hervor (Karten lesen, CAD-Zeichnungen anfertigen, Programmieren, Skizzieren). Im Rahmen der Forschung werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Anwendung digitaler Werkzeuge zwischen den Planerinnen, Untersuchungsorten und Praktiken genauer herausgearbeitet. Das mache ich unter anderem über Interviews und teilnehmende Beobachtungen im Rahmen eines ethnografischen Forschungsansatzes (s. Kap. 5). Es interessieren digitalisierte Praktiken als an Technologien gebundene und über Technologien relationierte Praktiken. Hierüber wird einer Kultur, im Sinne der Art und Weise von etwas, Ausdruck verliehen. In dialektischer Weise liegen Techniken der menschlichen Kultur zugrunde, wie sie erst durch ihre Anwendung aus ihr hervorgeht: Was sonst ist die Kulturgeschichte der Menschen, wenn nicht eine der Techniken und Technologien? Technologie ist sozial und dinglich, da sie mittels Soziotechniken an den Leib und die Sinne der Planerinnen gebunden ist. Für diese Arbeit sind vor allem digitale Werkzeuge von Interesse. Was darunter zu verstehen ist, soll nachfolgend kurz erläutert werden.

Digitale Werkzeuge und digitalisierte Praktiken

Der Beginn der Digitalisierung wird gemeinhin mit dem Einsatz von Computertechnologie verbunden. Anders als mechanische Maschinen verarbeiten Computer Daten in Form von diskreten Einheiten in binären Zuständen (0, 1). Nicht das Handeln von Menschen ist demnach digital, sondern die Datenrepräsentation (Raunig/Höfler 2018: 13). Während »Digitisierung« der technische Begriff dafür ist, dass analoge Zeichen in den binären Zeichencode und abstrakte Daten umgewandelt werden, beschreibt »Digitalisierung die soziale Nutzung digitaler Daten.« (Knoblauch 2017: 344) Dass die Anfänge der Digitalisierung sehr viel weiter als die Erfindung elektronischer Computersysteme zurückreichen, hat die Philosophin Sybille Krämer dargelegt. Der lange Prozess der Digitisierung ist Teil einer zivilisationsbildenden menschlichen Kulturtechnik, bei der der Strom an Eindrücken (Sprache, Umwelt, Ideen und Tun) gespalten, zerteilt (diskretisiert) und in Symbole umwan-

delt wird. So werden beispielsweise aus dem Fluss der Laute, Worte und Geräusche der Sprache mithilfe von Alphabet und Schriftsprache symbolische Zuordnungen gemacht. Die Möglichkeit, Gesagtes zu speichern und aufzubewahren, übt einen immensen Einfluss auf Handlungen, Kommunikation und Gesellschaften aus. Dies bildet die historisch gewachsene Grundlage zur Digitalisierung, wobei die Erfindung und Nutzung binärer (Zahlen-)Codes den Entwicklungen im 20. Jahrhundert weit vorausgeht (Krämer 1988, 2015, 2016). Diese gehen zurück auf Bemühungen wie der Gottfried Wilhelm Leibniz, dem Entwickler des binären Zahlensystems, im 17. und von Ada Lovelace im 19. Jahrhundert, die Maschinen entwickelte, die auf Grundlage algorithmischer Berechnungen operieren.

Voraussetzung digitalisierter Praktiken, wie sie hier verstanden werden sollen, ist die Etablierung eines binären 1/0 Systems, welches als Operationslogik technisierter Funktionsweisen dient und Praktiken an die technische Herstellung von diskreten Zeichen knüpft. Die begriffliche Rahmung durch Werkzeuge und Soziotechniken erlaubt, digitale Praktiken nicht allein bezogen auf die ontologischen Unterschiede der Maschinen und als getrennt vom Menschen zu betrachten. Da sie praxisgebunden sind, sind sie stets relational als Teil des menschlichen Kosmos zu erachten. So mahnt Norbert Elias jene, die die erwachsenden Handlungszwänge und -freiheiten den Maschinen und Technologien zuzuschreiben:

»[E]s ist nie das technische ›Ding an sich‹, sondern immer sein Gebrauch und Einsatz durch Menschen im gesellschaftlichen Gefüge, der die Zwänge auf Menschen, das Unbehagen von Menschen daran [an technologischen Entwicklungen, MS] erklärt.« (Elias 2014 [1970]: 26)

Werkzeuge sind Medien von Machthandeln und dadurch, dass die Werkzeuge praktisch einverleibt werden, gehen bestimmte Subjektpositionen hervor, die in Machtgefüge eingelassen sind. Dadurch werden relationale und ontologische Aspekte von Digitalisierung, der Mensch-Technik-Raum-Beziehung und ihrer einzelnen Komponenten beachtet. Konstruktivistische Ansätze, die Räume, Technik und das Feld der Planung als konsequent relationale Kategorien und menschengemacht betrachten (Christmann 2016; Knoblauch 2017), sich also als aus dem Handeln der Akteurinnen ergeben, können durchaus mit »materialistischeren« Ansätzen aus Actor-Network-Theory (ANT), Science und Technology Studies (STS) und feministischen Theorien kombiniert werden, die Materialität und Körperlichkeit der Praktiken und das »Leben« organischer und unbelebter Dinge betonen.

Daran knüpfe ich ein Menschenbild, das im Zuge der Forschung und in der Auseinandersetzung mit den Beziehungen menschlichen Tuns im Umgang mit Technik gewachsen ist: Menschen handeln nicht immer »rational« nachvollziehbar, sind widerständig und in ihren Handlungen teils widersprüchlich. Sie sind Wesen, die nicht unendlich optimiert, kreativ und produktiv gemacht werden kön-

nen. Gebunden an ihre leiblichen und kognitiv-geistigen Kapazitäten folgen sie zwar subjektivierten (und damit gesellschaftlich verfassten), aber letztlich auch eigenen Vorstellungen, die im Rahmen der Forschung und mittels der mir zur Verfügung stehenden Konzepte nicht ergründet werden können. Schließlich sind es auch Geräte und Infrastrukturen, die ihre (materialen) Eigenschaften unabhängig vom Willen oder der Antizipation ihrer Nutzerinnen verändern; Dinge werden ab- und umgenutzt, verschleifen, altern und gehen kaputt. Die Soziotechniken, Werkzeuge und Infrastrukturen sind als Produkte menschlichen Handelns so limitiert und leistungsfähig wie ihre Anwenderinnen.

